
MERKUR

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Heft 11 68. Jahrgang November 2014
Klett-Cotta Stuttgart

- MARTIN SABROW **Der vergessene kommunistische Widerstand**
INGO MEYER **Niedergang des Romans?**
PATRICK EIDEN-OFFE **Hipster und Eckensteher**
KAI ALTHOETMAR **Moldau. Das Land der Verbannten**
FRIEDRICH WILHELM GRAF **Russisch-Orthodoxe »Sozialdoktrin«.**
Religionskolumne
EKKEHARD KNÖRER **Emmanuel Carrères Romane vom Ich.**
Literaturkolumne
HANNA ENGELMEIER **Karl Ove Knausgård's »Mein Kampf« – bis jetzt**
MATTHIAS N. LORENZ **Die Figur »Christian Kracht«**
ULRICH GUTMAIR **Erzähldebüts: Katja Petrowskaja und Per Leo**
HELMUT HEISSENBÜTTEL **Der Zerfall der Fiktion der Realität**
GÜNTER HACK **Natur der Kohlmeisen**
STEPHAN HERCZEG **Journal (XX)**



786

PATRICK EIDEN-OFFE

Hipster-Biedermeier und Vormärz-Eckensteher (und immer wieder Berlin)

»Hier ist die Bildung und die Blüte der Wissenschaften eines der wesentlichen Momente, selbst im Staatsleben; auf der hiesigen Universität, der Universität des Mittelpunktes, muß auch der Mittelpunkt aller Geistesbildung und aller Wissenschaft und Wahrheit, die Philosophie, ihre Stelle und vorzügliche Pflege finden.«

Hegel in seiner Antrittsrede
an der Berliner Universität 1818

Die immer leicht größenwahnsinnige – und oft auch nervige¹ – Selbstidentifikation der eigenen Stadt mit dem Geist der Gegenwart und der Zukunft ist in Deutschland seit langem, wenn überhaupt, dann nur in Berlin möglich. Erstmals im Vormärz wurde dies so formuliert, und Hegel ist auch hier nur Vorreiter. Die Berlin-Bücher von Ernst Dronke und Friedrich Saß (*Berlin* und *Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung*, beide 1846) zeigen – durchaus mit einem Bewusstsein für die relative Verspätung der hiesigen Entwicklung – dem interessierten Leser die erste deutsche Großstadt mit ernstzunehmenden »schlechten Vierteln« und mit einer subversiven Boheme auf Weltniveau. Der Vormärz findet sein Ende im März 1848: In Berlin werden symbolträchtige Barrikadenschlachten geschlagen, der preußische König muss sich vor den Märzgefallenen verneigen; aber auch die fatale Spaltung der Opposition und die Wendung bürgerlicher Bürgerwehren gegen proletarische »Auswüchse« der Revolution lassen sich in Berlin besonders prägnant beobachten.

An historischen Knotenpunkten kehrt von nun an die Berlin-Frage wieder, so etwa in der nächsten, der Revolution von 1918/19. Wie diese erst in der Provinz ausbrechen musste, um sich dann in der Hauptstadt einzunisten und hier brutal zerschlagen zu werden, das hat Alfred Döblin in seinem *anderen*, weithin unbekanntem Berlin-Roman *November 1918* unübertroffen dargestellt. Im letzten Band dieser Trilogie in vier Bänden, *Karl und Rosa* betitelt, sehen wir Rosa Luxemburg bei der Niederschrift ihres letzten Artikels für die *Rote Fabne*: »Die Ordnung herrscht in Berlin«. Der Titel ist Rollenprosa: Es sind die Erben der »fliegenden Corps« und Bürgerwehren der 48er Revolution, die ihre Auffassung von »Ordnung« blutig durchgesetzt haben; bürgerlich-präfaschistische Freikorps im Bündnis mit den Sozialdemokraten Eberts und Noskes, die ihren Sieg nicht zuletzt mit der Ermordung Luxemburgs real befestigen und symbolisch besiegeln werden.

¹ Vgl. dazu Eckhard Schumachers Popkolumne *Nachtlebengeschichtsschreibung* in *Merkur*, Nr. 776, Januar 2014.

Neutralisierung durch Kultur

Schon in seinem Titel also gibt sich Francesco Mascis Essay *Die Ordnung herrscht in Berlin* auch als eine historische Meditation zu lesen.² Die »wattierte« Berliner Ordnung der Gegenwart, die bloß noch auf einem »minimalen Einsatz von Gewalt« beruht, wird bei Masci in eine Konstellation gesetzt zu ihrer blutigen Durchsetzungsgeschichte; Luxemburgs Text und die Tat, die ihm folgte, haben hier emblematische Funktion. Der gegenwärtige Austritt aus dieser Geschichte aber stellt für Masci keine Erlösung dar, oder allenfalls eine negative. Denn die Gegenwart, so wie sie in Berlin in Erscheinung tritt, ist einer »Logik der Entwirklichung« unterworfen; hier treffen sich »fiktive Subjektivitäten« – kurz: Individuen – im Raum einer leeren Freiheit, der alles gleich-gültig geworden ist. »Berlin«, das ist für Masci Synonym einer »absoluten Kultur«, die jede politische Differenz, ja, das Politische überhaupt von vornherein neutralisiert hat. Carl Schmitts Prognose eines anbrechenden »Zeitalters der Neutralisierungen und Entpolitisierungen« ist in Berlin, heute und hier, reine Gegenwart geworden. (Schmitt war zum Sommersemester 1928 an die Handelshochschule Berlin berufen worden, die Rede *Das Zeitalter der Neutralisierungen und Entpolitisierungen* hat er im Oktober 1929 zum ersten Mal gehalten, bevor er sie 1932 in die erweiterte Neuauflage seiner Schrift *Der Begriff des Politischen* aufnahm; deren erste Fassung, 1927 in Bonn geschrieben, musste noch ohne den Neutralisierungsaufsatz auskommen.)

Durch eine kleine, vielleicht bezeichnende Ironie hat die kulturalisierende Neutralisierung, die Masci in Berlin überall am Werk sieht, auch die erste Rezeption seines Büchleins selbst erteilt. Denn gerade als der Essay erschienen war, brach von anderswo – genauer: aus New York (der einzigen Stadt, mit der der gemeine Berliner die eigene zu messen bereit ist) – ein Gegenhype über Berlin herein: »Berlin is over«, so war bei *Gawker* und in einigen anderen Medien zu lesen. Die Diagnose machte sich am Erlahmen der kreativen Dynamik Nordneuköllns und am Einlass zu vieler Touristen ins Berg-hain fest. Nun sind dies genau die Orte, mit denen sich auch die kulturkritischen Passagen Mascis auseinandersetzen. Über diese gefällige Koinzidenz, die in den ersten Rezensionen überall ausgestellt wurde, geriet Mascis übergreifende Konstruktion leider nur allzu schnell aus dem Blick.

Die Geschichte der »absoluten Kultur«, deren Machtergreifung Masci in Berlin beobachtet, ist eine der Finten und dialektischen Umkehrungen; es ist die alte Geschichte einer Macht, die sich erst durch ihre Kritik vervollkommt und nur so ihre Ziele erreichen kann. Diese Geschichte – von Masci mit spürbarem Gefallen düster stilisiert – beginnt mit den frühneuzeitlichen Utopien Thomas Morus' und Tommaso Campanellas; deren »sterbenslangweilige Beschreibungen« stellten der schlechten politischen Ordnung ihrer Zeit ein ideales »Anderswo« gegenüber, das immerhin noch

² Francesco Masci, *Die Ordnung herrscht in Berlin*. Berlin: Matthes & Seitz 2014.

als »politische Negation des Politischen« verstanden werden konnte. Die utopische Aussetzung des Politischen wird in der Folge verzeitlicht und als kommende »Erlösung« vom Politischen überhaupt gedacht; immer schon gegenwärtig aber ist die Erlösung als »Versprechen«, das wiederum nur in kulturellen Bildern vorstellbar gemacht werden kann: »Das Versprechen wird zur Bedingung der Verwirklichung dieser Ordnung und zugleich zur Grundlage des Erfolgs der absoluten Kultur.«

Auf dem »Topos des Versprechens« kommt es in der Folge zu einigen Verschiebungen: Als Säkularisat der Erlösung tritt die Revolution auf den Plan, die »deutschen Romantiker« erheben, zunächst noch kulturell-literarisch gehegt, als erste den Anspruch der »absoluten Kultur«, die Wirklichkeit ganz in der Fiktion aufzuheben. Im Gefolge von Revolution und Romantik prozessiert das Versprechen der Erlösung im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts in zwei verschiedenen Modi, die zunächst entgegengesetzt erscheinen, aber später ihre Komplementarität enthüllen werden: als linearer »Fortschritt der Technik«, der eine immer weitergehende Unterordnung der Politik unter das Regime von rationaler Verwaltung und Sachzwang erwirkt, und als »mythische Zeit der Kultur«, die »unablässig den Kreislauf von Erwartung und Wiederholung der Ereignisse« in Gang hält.

Die politischen Revolutionen des 20. Jahrhunderts versuchen die beiden Modi des Versprechens vor allem von der Seite der Technik her in Übereinstimmung zu bringen (»Kommunismus ist Sowjetherrschaft plus Elektrifizierung«), die künstlerischen Avantgarden von der Seite der Kunst. Immer aber soll das, was als das ganz Andere der schlechten politischen Gegenwart erdacht ist, anstelle dieser Gegenwart ins Werk gesetzt werden. Lange konnten diese Operationen als eigentlich politische durchgehen. Gerade im späten 20. Jahrhundert – Auftritt Berlin – erschien die Dichotomie von Technik und Kultur als ultimative politische Unterscheidung, weil sie auf zwei entgegengesetzte politische Machtblöcke verteilt wurde. An der Mauer trafen »zwei abstrakte Organisationsformen des menschlichen Lebens« aufeinander: Im östlichen Herrschaftsbereich der Technik schnurrte das Individuum auf »bloße Funktionalität« zusammen, das jeden Anspruch auf Autonomie von vornherein verloren hatte, im westlichen Herrschaftsbereich der Kultur dominierte ein »hypertrophes und imaginäres Ich«, das seine parasitäre Position im Bezug auf die Funktionssysteme dieser Welt restlos zu verdrängen suchte.

Nach der Wiedervereinigung nun zeigte sich »die perfekte Versöhnung« beider Spielarten, nun aber unter der totalen Vorherrschaft der Kultur. Der »Blitzkrieg« der »absoluten Kultur« überrennt ein Territorium, das durch die Kriege und die Stadtplanungseuphorie des 20. Jahrhunderts schon zu einem »Ort ohne Eigenschaften« geworden ist. Die chaotische Leere wird mit systematischer Leere angefüllt, »mit jeder neu bebauten Brache gibt die Stadt ein weiteres Stück ihrer Wirklichkeit auf«. Es entsteht ein »Raum ohne Territorium«, eine Stadtsimulation ohne historische Einkerbungen, ein Nichts, in dem das Nichts »freier als anderswo« zirkulieren kann. Ein »unendlicher Strom von Bildern« sorgt für ein Feedback in der Kommunikation

des Nichts mit sich selbst, es sind Bilder eines »unendlichen Stroms von Ereignissen«, die immer bloß aufs Neue versichern, dass etwas passiert: »Für den Skandal einer Stadt, in der die Bilder es wagten, in aller Öffentlichkeit ihr eigenes Nichts auszustellen, dafür nimmt die absolute Kultur auf ihrem Triumphzug Rache, das ist sie sich allemal schuldig. Als Zeichen tiefster Erniedrigung wurde Berlin in seiner Kapitulation die Loveparade aufgezungen.«

Spengler für Hipster

Ganz klar ein Fall von »Kulturpessimismus«, mindestens. Oder, wenn's noch a bisserl mehr sein darf: »ein Oswald-Spengler-Remake für den Hipster«, so die Berliner *tageszeitung*. So unoriginell diese Anwürfe sind,³ so unergiebig sind sie. Bemerkenswert getroffen zeigten sich die meisten (Berliner) Reaktionen, bemerkenswert vor allem im Hinblick auf die wiederkehrende Versicherung, Masci treffe mit seinen allzu groß dimensionierten, philosophisch überpointierten Begriffen *gar nichts* vom echten Berlin. Vielleicht sollte man Mascis Diagnosen nicht zu eilfertig für überspitzt oder für schon wieder obsolet halten, sondern sie stattdessen weiterzuspinnen versuchen.

In Fragen kultureller Selbstrepräsentation der Stadt etwa erweist sich Mascis Polemik als treffsicher: Die Struktur des Versprechens, der Zyklus von Erwartung und Wiederholung, produziere als Revers eine permanente Nostalgie nach vergangenen Zuständen, in denen das Versprechen schon einmal *nicht* getrogen, in denen es eine unhintergehbare Wirklichkeit der Stadt gegeben habe. Zu den Gründungsmythen des neuen Berlin gehörte in den 1990er Jahren und gehört bis heute der Verweis auf das Berlin der zwanziger Jahre; in letzter Zeit wird eine Nostalgie für das West-Berlin der siebziger und achtziger Jahre mit Rolf-Eden-Interviews, kulturhistorischen Standardwerken zu Punk und der David-Bowie-Ausstellung im Gropiusbau quasi amtlich. Gerade der Destruktion dieser eingebildeten Vergangenheit widmet sich Masci mit besonderer Hingabe: »In der übertriebenen Konsumfreude der Schaufenster des Ku'damm und in den Kreuzberger Bars und Clubs experimentierte die absolute Kultur mit zwei komplementären Versionen – von weißer und schwarzer Magie – ein und desselben Zaubers, den sie im Augenblick der Vereinigung der Stadt in größerem Maßstab in aller Ruhe erneuern sollte.« Dass mittlerweile auch die Veteranen der (un)freundlichen Übernahme des Ostteils der Stadt ihre Erlebnisse in illegalen Clubs und besetzten Häusern in memoirenhafter Dokufiction aufbereiten, ergänzt bloß Mascis Bild; gesprochen wird es nicht.

Masci habe, so wurde gesagt, nicht gut genug hingeschaut; es gebe doch überall in Berlin wieder echte Politik: von Dauerdemonstrationen im Regierungsviertel über das Volksbegehren zur Teilbebauung des Tempelhofer

³ Der Spengler-Verweis findet sich bei Masci auf Seite 22; für leseunwillige Freunde des Faschismusverdachts: Die einschlägigen Carl-Schmitt-Zitate finden sich auf den Seiten 44 und 56f.

Feldes bis hin zu den Flüchtlingsprotesten, die Berlin im Sommer 2014 in Atem gehalten haben. Diese Beispiele sind verschieden schwer (und lohnend) zu widerlegen. Dass eine Stadt ernsthaft darüber streitet, ob ein riesiges leeres Feld nun ganz oder nur zu vier Fünfteln leer bleiben soll, lässt sich problemlos in Mascis Konzept einpassen. Bei den Flüchtlingsprotesten verhält es sich zunächst sicher anders; die existentielle Schärfe der Lage der Geflüchteten widersetzt sich der Kulturalisierungsthese. Nun geht es Masci aber nicht um die Behauptung, dass es politisch verschärfte Lagen überhaupt nicht mehr gebe, sondern darum, dass diese nur noch im Medium kultureller Bilder und Ereignisse in Erscheinung treten können.

Und da liegt Masci vielleicht nicht so falsch: Nach der Besetzung der Kreuzberger Gerhart-Hauptmann-Schule durch eine Gruppe von Flüchtlingen, die mit ihrer Aktion ein Bleiberecht erwirken und gegen die europäische Asylpolitik protestieren wollten, kam es im Juli 2014 zu einer Belagerung der Schule und des ganzen Kiezes durch ein absurd großes Polizeiaufgebot. Um den Belagerungsring der Polizei wiederum legte sich ein Ring Protestierender, die – was taten? Sie bauten Soundsystems auf und feierten eine mehrere Tage anhaltende Dauerparty – auf expliziten Wunsch der BesetzerInnen, wie immer wieder betont wurde. Dass damit wirksam dazu beigetragen wurde, die Erstürmung der Schule durch die Polizei zu verhindern, soll nicht in Abrede gestellt werden. Dass sich eine Mehrzahl der mehr oder weniger involvierten UnterstützerInnen draußen aber mit der unerträglichen Situation der Flüchtlinge überhaupt nur durch eine solche Eventualisierung und Kulturalisierung konfrontieren konnte, bleibt trotzdem richtig. Masci schreibt, dass in Berlin jeder Clubbesuch als politischer »Widerstandsakt daherkommt«; umgekehrt gilt aber auch, dass politische Widerstandsakte hier überhaupt nur noch dann wahrgenommen werden, wenn sie wenigstens als Ersatz für einen Clubbesuch taugen.

Ein anderer Einwand stellte in Frage, ob man wirklich, wie Masci das tut, die »Scharen fiktiver Subjektivitäten« über einen Kamm scheren dürfe, die jeden Tag »in Billigfliegern auf den Berliner Flughäfen einfallen«. Müsse man nicht, so fragt Iris Hanika in der *Berliner Zeitung*, die wohlhabenden amerikanischen Expats von den »jungen Spaniern, Italienern, Griechen« unterscheiden, die »eher nicht als fiktive Subjektivitäten in die absolute Kultur [kommen], sondern weil sie hier etwas Besseres finden als die Hoffnungslosigkeit in ihren ausgepowerten Heimatländern«. Nun, dass sie schon als »fiktive (oder, wie es an anderer Stelle bei Masci heißt: als »angeheiterte fiktive«) Subjektivitäten« in ihren »Heimatländern« aufgebrochen sind, wird und muss Masci gar nicht behaupten. Dass sie aber genau als solche hier ankommen, das kann jeden Abend auf den Straßen Neuköllns besichtigt werden. Für diejenigen, die aus den südlichen *wastelands* der deutsch-europäischen Krisenpolitik fliehen, stellt Berlin offenbar genau das dar, was Masci analysiert: einen offenen Möglichkeitsraum, der gerade durch die Folgenlosigkeit der gebotenen Optionen besticht. Die Leute fliehen vor der Politik, und sie kommen an im Raum einer vollkommen neutralisierten Kultur.

Revolutionäres Vexierbild

Die Politik wurde, so schreibt Masci, durch das »dreiköpfige Monster der Moral, Ästhetik und Ökonomie« ausgetrieben. Ökonomie, das heißt bezogen auf Berlin: die das Bild der Stadt dominierende Kreativökonomie, die Ökonomie der Bildproduktion selbst, letztlich: Ökonomie als Fortsetzung des Stadtmarketings (»be Berlin!«). Das ist ein, so wird man zugeben müssen, eingeschränkter Begriff von Ökonomie; ein Begriff, der eine große Flughöhe des Beobachters impliziert, für den das Gewimmel am Boden nur nach dem Gesetz der großen Zahl von Interesse ist. Nun kann aber Ordnungsbildung nicht nur in der objektivierenden Aufsicht beobachtet werden, sondern auch am und vom Boden; oder, um einen jüngst unterbreiteten Vorschlag des Ethnologen und Politologen James C. Scott aufzunehmen: Die Aufsicht – sei's die des Stadtplaners oder des Kulturkritikers – lässt nur eine »official order« erkennen; die »vernacular order« vor Ort aber stellt sich anders her und dar, sie ist in der Regel komplizierter und erscheint in der Aufsicht bloß als Chaos. Der »vernacular order« muss man folgen, sie lässt sich nicht feststellen.⁴ Vielleicht hilft eine solche Blickverkehrung, Mascis so eindeutig wirkendes Bild eines völlig entpolitisierten Neo-Biedermeier in ein vormärzlich-revolutionäres Vexierbild zu verwandeln.

Nun muss man, um der »vernacular order« Berlins zu folgen, nicht unbedingt ein *local* werden; vielleicht ist es sogar besser, dies zu vermeiden. Stattdessen sollten wir vielleicht eine einfache, aber wiederkehrende Frage von Outsidern ernst nehmen: »Wovon leben die eigentlich alle?« – so fragen regelmäßig die Verwandten aus den wirtschaftsstarken Steuerzahlerzentren Westdeutschlands bei ihren Berlin-Besuchen. Wie organisieren eigentlich all diese Gestalten auf den Straßen und in den Cafés ihre materielle Reproduktion?

Schon in der Berlin-Literatur des Vormärz taucht diese Frage auf, und Adolf Glaßbrenner, einer der literarischen Erfinder des modernen Berlin, hat geantwortet: »Von nücht«. Diese typisch Berliner Typen mit ihrem notorisch übersteigerten Selbstwertgefühl und ihrem Avantgardebewusstsein leben vom Nichtstun und schaffen es, daraus Kapital zu schlagen. In seiner satirischen Schriftenreihe *Berlin wie es ist – und trinkt* (damit ist das Humorniveau klar ...) schafft Glaßbrenner ab 1832 die Figur des Eckenstehers, die gleich im ersten Heft als exemplarische Sozialfigur des armen Berlin ausgewiesen wird. Eckensteher – auch »Sonnenbrater« oder »Schildkröten«, nach den Erkennungsmarken, die ihnen die »Obrigkeit« verpasst hat – tauchen überall dort auf, wo Menschen »freigesetzt« und von allen Möglichkeiten einer geregelten Subsistenz abgeschnitten werden. Der Eckensteher ist Produkt einer »passiven Proletarisierung«, von Landflucht und wilder Urbanisierung, und zugleich gehört er zu den Faktoren, die die neuentstehenden Elendsquartiere kulturell lebbar machen.

⁴ James C. Scott, *Two Cheers for Anarchism. Six Easy Pieces on Autonomy, Dignity, and Meaningful Work and Play*. Princeton University Press 2012.

Der Eckensteher gehört zum Kiez, er wird zur Identifikationsfigur und Kommunikationszentrale seiner Nachbarschaft, hier wird lokales und globales Wissen verknüpft in Form des charakteristischen Schwadronierens und »Politisierens«. Glaßbrenners quasiethnologische Erkundungen der Eckensteherexistenz können nun wieder in einer von Olaf Briese ausgiebig dokumentierten und vorzüglich kommentierten Ausgabe *Eckensteberliteratur* nachgelesen werden.⁵

Berlin war früh und für lange Zeit Zielpunkt ländlicher Migration, und es war (und ist immer noch) eine plebejische Stadt; hier findet der Eckensteher sein angemessenes sozioökologisches Milieu. Bei all dem bleibt allerdings die Frage, wovon der Eckensteher eigentlich lebt. Hier informiert beiläufig die letzte Strophe des *Lieds der Eckensteber*: »Un drag' ick endlich mal wat aus, / So kann ick Jroschens kneifen, / Hol' wieder meine Pulle 'raus, / Un dhue eenen pfeifen.« Der Eckensteher ist ein Handlanger, der ab und zu kleine Besorgungsgänge verrichtet und dafür einen Groschen erhält. Das notorische Nichtstun an der Ecke entpuppt sich als Wartezeit, die lässige Selbstzurschaustellung als Teil einer Arbeit, die sich von der Freizeit nicht mehr unterscheiden lässt: Der ewig unterbeschäftigte Eckensteher hält sich zugleich allzeit bereit für die Jobs, die da kommen mögen. Insofern, so wird man sagen können, ist er eine überaus aktuelle Figur – der Eckensteher als Verwandter und Vorläufer des Hipsters.

Nun besteht aber in der Gegenwart ein wesentlicher Teil der Aktivität all der notorisch Kreativen, der *free lancer*, *startupper* und Projektemacher in der Ostentation ihrer dauernden Beschäftigung. Sie speisen, so könnte man mit Masci formulieren, einen ununterbrochenen Strom von Bildern, welche die eigene Aktivität belegen sollen, und in diesen Bildern spiegeln sie sich und bestätigen ihre Identität als »Macher«. Je weniger faktisch bei all dem Gewese herauskommt – an materiellem und finanziellem Output etwa –, desto mehr muss der Eigenwert des Tuns betont werden. Der Berliner Kreative ist nach Masci Inbegriff des deleuzeschen »Begehrensmenschen«: »Das Quäntchen Lust, das er aus seiner grenzenlosen kulturellen Freiheit gewinnen kann, bezahlt er mit einer unmöglichen und mithin unendlichen Arbeit: Es ist die Arbeit, die Kontingenz der Ereignisse zur Notwendigkeit eines persönlichen Schicksals umzumünzen.«

Den Kreislauf stoppen

All das ist dem Eckensteher naturgemäß fremd. Er schlägt sich zwar ganz ähnlich durchs Leben wie seine aktuellen Nachfolger, aber er stilisiert seine Existenz ganz anders, macht er doch gerade aus dem Nichtstun und der demonstrativen Faulheit eine Lebensform. Vielleicht wäre dies eine Alternative zur »totalen Mobilmachung der Bilder« in der »absoluten Kultur«, die Masci

⁵ Olaf Briese (Hrsg.), *Eckensteberliteratur. Eine humoristische Textgattung in Biedermeier und Vormärz*. Bielefeld: Aisthesis 2013.

analysiert; eine Alternative, die sich aus der kleinen, vernakularen Dimension des Berliner Lebens speist und wenigstens in dieser Dimension – und vielleicht aus dieser heraus? – für jene Unterbrechung sorgen könnte, nach der die Gegenwart verlangt und die doch unmöglich scheint. Vielleicht figuriert gerade der Eckensteher jene auch von Masci ersehnte »Möglichkeit, den Kreislauf« – den ewigen Umlauf der Bilder und Ereignisse – »zu stoppen«.

Von den feinen Damen Berlins wurden die Eckensteher, so weiß Glaßbrenner zu berichten, »Lazzaroni« genannt. Die »Geheime-Räthinnen« haben diese Bezeichnung wohl bei Goethe gelernt, der in seiner *Italienischen Reise* auch den Straßenpöbel Neapels bespricht und dabei als erster entdeckt, dass diese Leute gar nicht nichts tun, sondern bloß einer anderen Art von Tätigkeit nachgehen: einer informellen, die wesentlich aus Warten und Sich-bereit-Halten besteht. Und wenn Goethe ergänzt, dass die Lazzaroni »nicht arbeiten, um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen«, so ist ihm dies allemal sympathischer als die »nordische« Arbeitswut um ihrer selbst willen.

Wenn er seine Eckensteher »Lazzaroni« nennen lässt, dann versteckt Glaßbrenner in seinen Humoresken aber auch ein revolutionäres Kassiber: Denn die Bezeichnung »Lazzaroni« taucht historisch zum ersten Mal im Kontext eines großen revolutionären Tumults auf, der unter der Führung des Fischer Masaniello das Neapel des Jahres 1647 erschütterte; die damals zweit- oder drittgrößte Stadt Europas geriet gar für mehrere Tage unter die Herrschaft des Pöbels, woran im Berliner Vormärz unter anderem Hegel in seinen rechtsphilosophischen Vorlesungen erinnerte. Als Wiedergänger der Lazzaroni aber würden die Eckensteher somit auch die Möglichkeit einer »Empörung gegen die Reichen, gegen die Gesellschaft, die Regierung usw.« (Hegel) verkörpern – einer Revolution mithin, die sich gegen das ganze Regulations- und Bewertungssystem gesellschaftlicher Arbeit (und Nichtarbeit) richtet. *Daraus* wäre vielleicht ein Funke zu schlagen, der auch die rabenschwarze Nacht noch erhellen könnte, in die Masci von seinen Meditationen geführt wird.

Denn immerhin endet sogar der durchaus pessimistische Text, der Mascis Essay seinen Titel geliehen hat, mit einer Zuversicht, die sich zwar kaum noch realpolitisch legitimieren kann, die dafür aber umso fester auftritt: »›Ordnung herrscht in Berlin!‹ Ihr stumpfen Schergen! Eure ›Ordnung‹ ist auf Sand gebaut. Die Revolution wird sich morgen schon ›rasselnd wieder in die Höh' richten‹ und zu eurem Schrecken mit Posaunenklang verkünden: Ich war, ich bin, ich werde sein!« Am Ende ihres letzten Textes zitiert Rosa Luxemburg den Vormärzpoeten Ferdinand Freiligrath (so wie die Rote Armee Fraktion Jahrzehnte später am Ende ihrer Auflösungserklärung denselben Posaunenklang Rosa Luxemburgs zitieren wird): »Der Zukunft, die nicht fern mehr ist! Sie spricht mit dreistem Prophezein, / So gut wie weiland euer Gott: Ich war, ich bin – ich werde sein!« Das Gedicht *Revolution* von 1851 ist ein trotziges Pfeifen im Wald der nachmärzlichen Reaktion. Angesichts einer Geschichte von Niederlagen, wie sie sich gerade in Berlin

allenthalben wenigstens noch erahnen lässt, hätte vielleicht allen Beobachtern der Lage – den vergangenen wie den gegenwärtigen, den u- wie den dystopischen – ein wenig mehr Achtsamkeit für die verschmutzte Doppelbödigkeit der Eckensteher gut getan.